



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Und wo war Wolf? Er war in seinen Winkel gekrochen und beobachtete mit großen Augen, wie sich Herr von Bodenpois und Onkel Heinz die Hände schüttelten, wie sich Mama voll Vertrauen auf den Arm ihres Bräutigams stützte, und wie Frau Staatsrat und Tantchen den Chor im Schauspiel darstellten, die Hände emporhoben und jedermann alles Gute wünschten.

Wo ist Wolf? rief Frau Mary.

Wolf kam aus seinem Winkel hervor.

Hier ist dein neuer Papa, Wolf.

Und der neue Papa legte die Hände auf Wolfs Schulter und sagte: Gefällt er dir? Willst du ihn haben?

Ja, Papa, sagte Wolf und reichte ihm die Hand. — Und damit wurde eine gute und treue Freundschaft fürs Leben geschlossen.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die hohe Politik will in diesem Sommer nicht zur Ruhe kommen, eine „Sensation“ löst die andre ab. Bei allen aber bewährt sich das Wort, daß nichts im Leben so schlimm ist, wie es aussieht, und nichts so gut, wie es aussieht. Ungarn und Norwegen, der russisch-japanische Krieg und Friede, die französisch-englische Entente, Marokko, die Kaiserbesuche bei den Ostseemonarchen, die Fahrt der englischen Flotte in die Ostsee, die in Aussicht gestellte Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard — wir haben erst Anfang August, und die Reihe der Ereignisse kann noch viel weiter fortgesetzt werden. Der Umstand, daß der Besuch des deutschen Kaisers in Kopenhagen erst nach der Begegnung mit Kaiser Nikolaus stattfand, hat in der Presse wenig Beachtung gefunden. Da schon vor diesem Besuch die Londoner Meldung durch die Blätter lief, König Eduard habe sich über die Begegnung zwischen dem Kaiser und dem Zaren nicht unfreundlich, sondern dahin ausgesprochen, er erwarte, daß etwas Gutes daraus hervorgehen werde, so läßt sich daraus entnehmen, daß in London Informationen von russischer Seite vorlagen; von deutscher Seite ist darüber schwerlich nach London berichtet worden. Vergewärtigt man sich nun die Beziehungen, die zwischen den Höfen von Kopenhagen und von London bestehn, so darf angesichts der Herzlichkeit und Intimität, mit der Kaiser Wilhelm von der dänischen Königsfamilie empfangen worden ist, wohl ohne weiteres vorausgesetzt werden, daß der dänische Hof eine Art natürlicher Vermittlerrolle zwischen Berlin und London als seine Aufgabe ansieht und diese auch mit aller Loyalität übt. Bei dem Charakter und dem Verlauf des Kaiserbesuchs hat diese Annahme um so weniger einen Widerspruch zu befürchten, als König Christians ehrwürdiges Alter ihn zu einer vermittelnden Tätigkeit ganz besonders geeignet macht. Dänemark hat aber auch sehr reelle Gründe, keine Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen zu wünschen, denn wenn diese, was allerdings schwer glaublich ist, sich jemals zu einem Konflikt zuspitzen sollten, würde Dänemark dabei in eine üble Lage kommen. Da wir von England absolut nichts weiter wollen als eine ehrliche und loyale Respektierung unserer Interessen auf dem Fuße der vollen Gegenseitigkeit, so ist das Vorhandensein so tiefgehender Verstimmungen an sich schwer begreiflich und aus den realen Interessen beider Nationen kaum recht erklärbar. Die eigentliche Ursache mag, abgesehen von persönlichen Dingen, darin zu suchen sein, daß beide Nationen die eine von der andern eine Vorzugsbehandlung beanspruchen und das Fehlen einer solchen doppelt empfinden. Hierbei ist die Fahrt des englischen Kanalgeschwaders in die Ostsee ein ganz eignes Kapitel. Die Grenzboten haben schon

im vorigen Heft hervorgehoben, daß im Offiziercorps des Kanalgeschwaders von dieser Fahrt schon seit einer Reihe von Monaten die Rede ist, auch sind schon im Mai auf Grund amtlicher englischer Andeutungen die ersten Mitteilungen nach Berlin gelangt. Da aber die formelle Anzeige ausblieb und tatsächlich erst in der allerjüngsten Zeit erfolgt ist, so mag man in Berliner amtlichen Kreisen der Nachricht keinen besondern Wert beigelegt haben. Auch jetzt noch nicht, als infolge einer gewissen Saumseligkeit der englischen Admiralität die amtliche Anzeige etwas spät und dadurch etwas überraschend nach Berlin gelangte, denn viel mehr als für Deutschland ist dieses Erscheinen einer starken englischen Flotte in der Ostsee gegenwärtig wohl für Rußland von Belang.

England ist immerhin der Verbündete Japans, die russische baltische Flotte ist im Kampfe gegen Japan untergegangen. Wenn nun jetzt die mit Japan verbündete englische Flotte an den wehrlosen oder doch durch keine Flotte verteidigten Küsten Rußlands erscheinen würde, so ist das immerhin ein Vorgang, der in Rußland tief berühren muß. Man kann zwar sagen, zwischen den Höfen von Petersburg und London bestehe eine so große Intimität, und die beiderseitigen Regierungen haben es trotz allem so sehr verstanden, auf einem guten Fuße zu bleiben, daß der Fahrt der englischen Flotte auch von dem lebhaftesten russischen Nationalgefühl kein demonstrativer Charakter beigegeben werden könne. Dennoch scheint es tatsächlich der Fall zu sein. Unzweifelhaft sind die Engländer berechtigt, in der Ostsee zu kreuzen, und niemand kann daran denken, sie hieran hindern zu wollen. Aber bei den zwischen England und Deutschland bestehenden Spannungen sowie bei den Verhältnissen Rußlands hat die seit langen Jahren unterlassene und gerade für dieses Jahr herausgesuchte Kreuzung in jenen Gewässern doch einen stark unfreundlichen Beigeschmack. Gewiß übt die englische Admiralität damit nur ein Recht aus — ob es aber immer gerade geschieht, ein bestehendes Recht auszuüben, darüber sind die Ansichten in der Regel geteilt, und aus London verlautet denn auch, daß der russische Botschafter dem Lord Lansdowne über die russische Beurteilung dieser Flottenfahrt keinen Zweifel gelassen habe. Wie es scheint, ist die britische Admiralität mit diesen Maßnahmen ziemlich selbständig vorgegangen. Es wird deshalb von einigem Interesse sein, ob die englischen Schiffe von Weichselmünde an die russische Küste oder gleich nordwärts nach Schweden dampfen werden. Finden sie dort einen freundlichen Empfang, so ist es nach den warmen Worten, mit denen König Oskar soeben unsre Flotte in deutscher Sprache begrüßt hat, völlig ausgeschlossen, daß der Empfang der Engländer irgendeine Spitze gegen Deutschland erhalten könnte. Der König selbst wird ohnehin kaum anwesend sein.

Im formellen Recht sind auch die englischen Behörden in Südafrika, wenn sie die uns feindlichen Eingebornen, die auf britisches Gebiet flüchten, zwar nicht als kriegsführende Macht aber doch mit großer Schonung behandeln und uns damit die Parteinahme der öffentlichen Meinung in Deutschland während des Burenkriegs zurückzahlen. Ob es aber gerade politisch geschieht, in die deutsch-englischen Beziehungen diesen neuen Stachel einzudrücken, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls geht durch das Verhalten der englischen Behörden gegen Deutschland ein Zug starker Unfreundlichkeit, der fast in allen deutsch-englischen Berührungen auf dem Erdball einen Widerhall findet, und der ebenso in der für Deutschland unfreundlichen Beeinflussung der Mächte durch die Londoner Hof- und Regierungskreise zutage getreten ist. Erst in der allerjüngsten Zeit ist eine leichte, sehr langsame Aufhellung des bis dahin recht verdunkelten Horizonts wahrnehmbar, die auch wohl noch erkennbarer werden wird. Kommt es, wie ja festzustehen scheint, zu einer Begegnung des Königs mit Kaiser Wilhelm auf deutschem Boden, so wird man das als eine tatsächliche Bekundung eines guten Willens auffassen dürfen, zu Deutschland wieder in ein besseres Verhältnis zu gelangen.

Unser Kaiser bleibt mindestens bis zum 18. d. M. in Wilhelmshöhe, wo an diesem Tage das Geburtsfest des Kaisers Franz Joseph begangen wird, eine Begegnung mit König Eduard auf dessen Reise nach Marienbad ist darum sehr wohl

ausführbar, ebenso wie eine Besichtigung des englischen Geschwaders in der zweiten Hälfte des Monats. Nach einer Begegnung mit dem Könige würde eine solche Besichtigung einen noch wesentlich freundlichen Charakter annehmen. Der Umstand, daß in der englischen Presse die Möglichkeit einer solchen Begegnung weit beifälliger besprochen wird als im vorigen Jahre die Fahrt des Königs nach Kiel, deutet doch darauf hin, daß man in den einsichtigeren Kreisen der Nation des zwecklosen Haders mit Deutschland müde geworden ist, und daß der Gedanke sich Bahn bricht, ein Krieg zwischen England und Deutschland würde zunächst dritten Mächten zugute kommen, ganz abgesehen davon, daß weder Engländer noch Deutsche wüßten, weshalb sie sich eigentlich schlügen. Bei dieser Gelegenheit darf auch wohl noch auf den ziemlich hohen Grad von Sympathie hingewiesen werden, der bisher zwischen der deutschen und der englischen Flotte bestanden hat. Mögen selbstverständlich die Begegnungen des Kaisers mit seinem erlauchtem Nachbarn in der Ostsee Stoff zu allen möglichen Erörterungen geboten haben, auch zu der der norwegischen Thronfrage — die Schließung der Ostsee auf gemeinschaftliche Kosten war schon aus dem Grunde nicht darunter, weil ein *mare clausum* nicht von innen, sondern von außen abgeriegelt zu werden pflegt. Rußland hat in dieser Hinsicht an dem Schwarzen Meere mehr als genug, und Deutschland hat ganz und gar kein Bedürfnis, sich in dieselbe Lage zu bringen. Wohl aber hat der Besuch in Kopenhagen reichlich Gelegenheit geboten, eine Fühlung zwischen London und Berlin herzustellen. Wie nach der französischen, so hellt sich wohl auch nach der englischen Seite der Horizont jetzt auf.

Das französische Memorandum in der marokkanischen Angelegenheit umfaßt eine ganze Reihe von Fragen, mit denen deutsche Interessen verquickt sind, und bedarf deshalb der Prüfung durch alle dafür in Betracht kommenden amtlichen Stellen. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß von deutscher Seite, auch wenn man vielleicht nicht mit allen Einzelheiten einverstanden sein sollte, besondere Schwierigkeiten erhoben werden. Es besteht die ernste Absicht, Frankreich ein ehrliches und loyales Entgegenkommen zu zeigen, soweit die deutschen Interessen das irgend ermöglichen, und alles weitere der Konferenz anheimzugeben. Hoffen wir, daß der Wunsch eines beiderseitigen Einvernehmens auf der Konferenz in Paris so groß ist, als er in Berlin tatsächlich zu sein scheint. Beide Länder haben kein Interesse daran, an ihrem Leibe eine marokkanische Wunde offen zu halten, zumal da in naher Zukunft Ostasien alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird. Denn alle Mächte werden mit einer von Japan angeregten und geleiteten chinesischen Emanzipationstendenz rechnen müssen, und die englische Regierung hatte sicherlich gute Gründe, daß sie jüngst im Unterhause, die Frage des japanischen Bündnisses scheinbar nur gelegentlich streifend, Zweifel daran zuließ, ob die Erneuerung überhaupt wünschenswert sei. Auf ein umfassendes Schutz- und Trugbündnis einzugehn, wie die Japaner es zu wünschen scheinen, wird jede englische Regierung sich zweimal befinden. Ein solches Schutz- und Trugbündnis gleichsam als Blankowechsel zu acceptieren, ist immer eine eigne Sache: man weiß nicht, wohin die Reise geht, und ist in allen andern Beziehungen gehemmt. Kaiser Wilhelm der Erste war auf Grund seiner langen Lebenserfahrung ein entschiedener Gegner aller nicht für einen bestimmten, übersichtbaren Zweck abgeschlossenen Bündnisse und hat sich gegen Vorschläge, die darüber hinausgingen, immer ablehnend verhalten; für eine sicher auf sich selbst beruhende Großmacht dürfte das auch die richtigste Politik sein. Deshalb wird auch wohl England, falls es sein Bündnis mit Japan überhaupt erneuert, dies nur in einem gewissen Umfange tun; Japan aber kann kaum, wenn es soeben einen Frieden mit Rußland geschlossen hat, von neuem ein Bündnis gegen Rußland aussuchen, zumal da die Tendenz der russischen Politik einem Bündnisse mit Japan zustrebt. Jedenfalls aber werden die asiatischen Angelegenheiten für die europäischen Mächte, die dort große Interessen haben, in der nächsten Zeit wichtiger werden als der häusliche europäische Streit.

Wie verlautet, stehn für den Spätherbst Beratungen über die Reorganisation

unserer Kolonialverwaltung bevor. Hoffentlich wird dabei eine der ungeeignetsten Einrichtungen, das Oberkommando der Schutztruppen, beseitigt und das gesamte Militärwesen der Kolonien endlich unter das Kriegsministerium gestellt. Das Kriegsministerium ist zwar „königlich preußisch,“ aber ebenfogut wie das Reichsmilitärgericht und die ostasiatische Brigade können auch die „Schutztruppen“ — auch diese komische Bezeichnung sollte beseitigt werden — dem Etat, und was richtiger ist, der Fürsorge des Kriegsministeriums dauernd angehängt werden. Wie die Erfahrung lehrt, sind in kritischen Zeiten die Kolonien doch auf die Hilfe der Armee oder der Marine, wahrscheinlich beider, angewiesen. Das Oberkommando der Schutztruppen ist eine Behörde, der in der Heimat jede reale Unterlage fehlt, und dessen selbständige Existenz für die Beschleunigung der Hilfe, sobald solche nötig wird, ein großes Hindernis ist. In Südwestafrika kam die Sache erst in Gang, als das Kriegsministerium sich ihrer annahm, das jetzt für alles sorgen muß, ohne „zuständig“ zu sein. Auch für die Kolonialverwaltung selbst liegt darin eine große Erschwerung. Daß sie bei ihrem gewaltig angewachsenen, allmählich alle Ressorts umfassenden Umfange auf ein andres Niveau gehoben werden muß, ist längst von allen Seiten anerkannt, aber sie muß auch von allem befreit werden, was — wie Militärwesen, Post- und Telegraphenwesen — Sache der betreffenden Reichsinstanzen ist. Die Unruhen in Kilwa (Ostafrika) sind eine neue Warnung vor allzu großer Vertrauensseligkeit den Eingebornen gegenüber. Eine solche wird auch bei der besten Behandlung niemals gerechtfertigt sein. Ein umsichtiger Gouverneur wird nie der Meinung sein dürfen, daß er „mit einem Spazierstock durch ganz Ostafrika gehen kann,“ sondern er muß immer daran denken, daß ein Aufstand möglicherweise schon am nächsten Tage zu erwarten ist, und dem alle seine Maßnahmen unterordnen. Was eine übel angebrachte Vertrauensseligkeit schließlich an Menschen und an Geld kostet, haben wir in Südwestafrika zur Genüge erfahren. Welcher Grad von Selbständigkeit und Unabhängigkeit in Zukunft einerseits der Zentralverwaltung der Schutzgebiete, andererseits nach englischem Vorbilde den Gouverneuren gewährt werden soll, dürfte hauptsächlich von dem Resultat der Beratungen abhängen. Auch die Vertretung der deutschen Ansiedler in der Verwaltung der einzelnen Kolonien wird dabei ihre gesetzliche Regelung erhalten. Daneben mahnen uns die Verhältnisse auch in Kamerun und in Ostafrika, militärisch auf der Hut zu sein. \*g\*

Die Rettung Kiautschou's. Nachdem die Würfel im ostasiatischen Seekriege endgiltig gefallen sind, wäre es wohl an der Zeit, daß man sich auch in Deutschland allmählich etwas mit den Folgen beschäftigte, die der unerwartete Ausgang für uns selbst haben kann. Als unerwartet muß es jedenfalls bezeichnet werden, daß es den Japanern gelungen ist, zwei russische Flotten völlig zu vernichten, ohne selbst eine nennenswerte Einbuße an ihrem Schiffsmaterial zu erleiden. Wohl hatte Japan schon während der Belagerung Port Arthurs zwei seiner sechs Linienfahrer erster Klasse, also ein Drittel dieses Teils seiner Seemacht, verloren; dafür hat es jedoch in der letzten Seeschlacht, ohne selbst ein großes Schiff einzubüßen, außer zwei Küstenpanzern zwei große russische Linienfahrer, Drel (jetzt Swami) und Nikolai I. (jetzt Iki), gewonnen, die, wenn auch beschädigt und an Wert den japanischen verlorenen Schiffen nicht ebenbürtig, doch als ein leidlicher Ersatz für diese betrachtet werden können. So tritt Japan intakt aus dem Seekriege und kann Zeit und Geld, statt auf die Wiederherstellung, auf die Verstärkung seiner Seemacht verwenden. Daß es dies tun wird, daran wird wohl niemand Zweifel hegen, und uns liegt es ob, bei Zeiten Stellung dazu zu nehmen, natürlich nur im Hinblick auf unsern Besitzstand in Ostasien. Wir haben dort Kiautschou zu verteidigen, und die Frage ist: Muß man von Japan einen Angriff auf Kiautschou befürchten, und welche Mittel stehn uns zur Verfügung, einem solchen zu begegnen? Die erste Frage muß zweifellos bejaht werden, ja man darf behaupten, daß wenn überhaupt ein Staat in Ostasien von Japan bedroht ist, wir zu allererst in Be-

tracht kommen. Allerdings hat Frankreich ebenso wie wir vor zehn Jahren nach dem Frieden von Schimonoseki in Gemeinschaft mit Rußland die Festsetzung Japans auf dem Festlande von Asien vereitelt, aber für Frankreich war dies doch viel ungefährlicher als für uns, denn erstens liegen seine ostasiatischen Besitzungen viel weiter als die unsrigen von der japanischen Operationsbasis entfernt, zweitens steht Frankreich für einen Seekrieg eine bedeutend größere Flotte als uns zur Verfügung, und drittens ist der französische Besitz in Asien so ausgedehnt, daß er auch zu Lande selbständig von größern Truppenmassen verteidigt werden kann. Wenn also Japan Rache nehmen will, wird es sicher mit uns anfangen. Man wird darauf hinweisen, daß sich Japan aus einem solchen Gefühl nicht in einen Krieg mit Deutschland stürzen wird, zumal da es ja durch seinen Sieg über Rußland seinen Zweck, die Festsetzung auf dem asiatischen Festlande, erreicht hat. Aber auch angenommen, daß Japan durch seinen Erfolg nicht so in seinem Selbstbewußtsein gehoben wird, daß es leichten Herzens in einen Krieg mit Deutschland eintritt, so ist doch die Frage, ob nicht gerade die Festsetzung auf dem Festlande Asiens zu einem Zusammenstoße mit Deutschland führen muß.

Es ist zweifellos, daß die Festsetzung in Korea und die Verdrängung Rußlands aus der Mandschurei für die Japaner nur Mittel zum Zweck ist: sie selbst haben es ausgesprochen, daß sie die wirtschaftliche Erschließung und Ausbeutung Chinas als ihre Aufgabe betrachten. Daß sie mit den ihnen zunächst liegenden Teilen, außer Tschili mit der Hauptstadt Peking, beginnen werden, wie sie es zum Teil schon getan haben, ist klar, zumal da sie ja im Süden mit ihrem jetzigen Verbündeten, England, zusammenstoßen würden: so werden wir auch aus diesem Grunde den ersten Stoß aushalten müssen. Japan wird aber auch durch sein Bündnis mit England, das die englischen Staatsmänner ja, wie es natürlich ist, beibehalten und weiter ausbauen wollen, direkt zum Kriege wie gegen Rußland so gegen Deutschland getrieben. Wir sind nicht nur sonst in der Welt, sondern auch gerade in Ostasien die Konkurrenten Englands, und kein besseres Mittel für England gäbe es, uns endgiltig aus dem Jangtsegebiet zu verdrängen, als wenn uns Kiautschou, unser ostasiatischer Stützpunkt, verloren ginge. England wird also zum Kriege hezen, und wer will die Verantwortung dafür übernehmen, daß Japan den englischen Verlockungen, wozu wohl eine Teilung Chinas gehören wird, auf die Dauer widersteht? Wollen wir also nicht wie Rußland von den Ereignissen überrascht werden, so müssen wir mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rechnen, daß der nächste Angriff Japans unsrer Stellung in Ostasien gilt.

Und wie sehr muß die Hilflosigkeit unsrer dortigen Lage Japan zu einem solchen Angriff auffordern! Welcher Art sind denn die Mittel, die uns dort zu Gebote stehn? Japan kann in der kürzesten Zeit eine starke Flotte und beliebig viele Landtruppen nach Schantung werfen: was haben wir dem gegenüberzustellen?

Unser kleines Kreuzergeschwader ist natürlich in keiner Weise der japanischen Seemacht gewachsen; sogar unsre Brandenburgdivision würde dazu nicht genügen, wenn sie noch in Ostasien wäre. Neuerdings ist ja der Plan aufgetaucht, Kiautschou zu besetzen, um es gegen einen Handstreich von der See her zu schützen. Dieser Zweck mag dadurch erreicht werden, aber Japan gegenüber sind wir dadurch nicht gesichert. Auch Port Arthur hat sich nach der See hin gehalten und ist doch vom Lande aus genommen worden. Unendlich leichter noch ist ein Landangriff auf Kiautschou: Japan braucht nur unter dem Schutze seiner weit überlegnen Flotte irgendwo auf chinesischem Gebiete, etwa in Wei-hai-wei oder Tschifu, genügend Truppen zu landen, um unsre kleine Besatzung, die dann zu Land und zur See eingeschlossen ist, mit leichter Mühe zu bewältigen. Oder glaubt jemand, daß Japan in einem solchen Falle das neutrale chinesische Gebiet mehr respektieren werde, als es dies mit dem ebenso neutralen koreanischen im gegenwärtigen Kriege getan hat? Ist dann die Stadt genommen, so ist auch unser Kreuzergeschwader endgiltig verloren, und alle diese Ereignisse werden sich abgepielt haben, ehe eine

deutsche Entschloßflotte auch nur in die Nähe des Kriegsschauplatzes gelangen könnte. Man erinnere sich nur, wie bei den Chinawirren im Jahre 1900 erst nach der Einnahme Peking's, zwei bis drei Monate nach dem Beginn der Feindseligkeiten, unsre Entschloßschiffe und -truppen in Taku eintrafen. Es würde also, wenn man überhaupt an die Behauptung von Kiautschou denkt, unbedingt notwendig sein, schon vorher eine genügend starke Flotte dort zu haben, um jeder japanischen Landung durch rechtzeitige Offensive vorbeugen zu können. Daß diese Flotte neugebaut werden muß und nicht etwa zum Teil unsrer für andre Zwecke bestimmten heimischen Schlachtflotte entnommen werden darf, versteht sich von selbst. Sie würde dagegen als Ersatz für die 1900 vertagte Verstärkung unsrer Auslandsflotte dienen können. Die Stärke dieser Flotte für Kiautschou müßte nach der jeweiligen Stärke der japanischen Flotte bemessen werden, müßte dieser überlegen sein und auch eine genügende Materialreserve haben, da gerade der gegenwärtige Krieg die Notwendigkeit einer solchen mit der größten Klarheit gezeigt hat. Nach der jetzigen japanischen Seestärke wären also mindestens nötig: sechs moderne Linienfahrer von je 15000 Tonnen und zwei als Materialreserve, sowie mindestens dieselbe Zahl Panzerkreuzer von je 10000 Tonnen, dazu fünfzehn geschützte Kreuzer (und fünf als Reserve) von je 3000 bis 5000 Tonnen, etwa zwanzig Torpedobootszerstörer (dazu fünf als Reserve), sowie neunzig Torpedoboote erster bis dritter Klasse (dazu zehn als Reserve). Bei einer Verstärkung der japanischen Marine nach dem Kriege müßte natürlich unsre Schutzflotte entsprechend verstärkt werden; zunächst bietet uns aber der gegenwärtige Krieg die Möglichkeit, sie in der ausgeführten Stärke zu bauen. Auch England könnte gegen eine solche Verstärkung unsrer Marine nichts einwenden, da diese nur zum Schutz unsrer ostasiatischen Besitzungen bestimmt ist, die in Europa stationierte Flotte also nicht vermehrt wird. Die Kostenfrage darf uns nicht abhalten, das Notwendige zu tun. Denn abgesehen davon, daß unser jetziges Geschwader in Ostasien mit drei großen und zwei kleinen Kreuzern sowie die 1900 in sichere Aussicht gestellte Vermehrung unsrer Auslandsflotte um sechs große und sieben kleine Kreuzer schon den gesamten Bedarf an großen und die Hälfte der kleinen Kreuzer decken würde, ist auch schon auf dem Dresdner Flottenvereinstag eine Vermehrung unsrer Schlachtflotte um zehn Linienfahrer, einen großen, acht kleine Kreuzer und sechsundfünfzig Torpedoboote gefordert worden, was etwa dem Rest unsrer Schutzflotte (acht Linienfahrer, zehn kleine Kreuzer und hundertfünfundsanzig Torpedoboote) entsprechen würde. Der Bau der notwendigen Schiffe würde also durchaus keine übermenschlichen oder unerhörten Anstrengungen verlangen; sieht man von jeder Aufrechnung ab, so kosten acht Linienfahrer etwa 200 Millionen Mark, acht Panzerkreuzer 160 Millionen, zwanzig kleine Kreuzer 120 Millionen, hundertfünfundsanzig Torpedoboote etwa 130 Millionen, alles in allem also rund 600 Millionen Mark. Als Anleihe zu 3½ Prozent und so amortisiert, daß die Schuld getilgt ist, wenn die veralteten Schiffe durch neue ersetzt werden müssen, bedeutet dies eine jährliche Mehrbelastung des Reichsbudgets von durchschnittlich 35 Millionen Mark. Niemand wird zu behaupten wagen, daß das Deutsche Reich diese Summe nicht aufbringen könne als Versicherungsprämie für seine Handels- und sonstigen Interessen in Ostasien und als einziges Mittel, einen langen, blutigen und verlustreichen Krieg zu verhüten.

Wie sich falsch angebrachte Sparsamkeit rächt, haben wir an Südwestafrika hoffentlich genügend gesehen; würden wir jetzt in Ostasien die Kosten scheuen, so würden uns ungefeuer viel größere Kosten an Geld und Blut bevorstehn, und noch dazu ohne Erfolg. Denn ist Kiautschou, unser Stützpunkt, einmal verloren, so sind wir in einer ebenso schwierigen Lage wie Rußland nach dem Falle von Port Arthur, wenn wir etwa mit einer später ausgesandten Entschloßflotte, die uns ebenso wie jetzt Rußland die heimische Seegelung kosten würde, die japanische Seeherrschaft brechen wollten. Daß uns aber schon wenige Kriegswochen mehr kosten werden als jetzt der Bau einer Schutzflotte, daran ist nicht zu zweifeln. Daß uns

der Bau einer solchen Flotte aber noch andre Vorteile bringen wird, wie zum Beispiel eine Entlastung unsrer heimischen Flotte (schon einmal mußten wir von dieser eine Division nach Ostasien senden), eine machtvolle Stellung im Stillen Ozean und damit auch die Aussicht auf Verbündete, wobei an Frankreich und die Vereinigten Staaten zu denken wäre, dies nur nebenbei. Die Hauptsache bleibt der Schutz Kantschous und unsrer Interessen in China, der nur auf diese Weise ohne unermeßliche Opfer an Gut und Blut erreicht werden kann. Videant consules!

Phantasierolle Historiker. Von der Sammlung: Kulturprobleme der Gegenwart, die Leo Berg herausgibt, sind uns zwei weitere Bändchen zugegangen. Der Idealstaat von Dr. Eugen Heinrich Schmitt (Berlin, Johannes Rabe, 1904) ist eine Geschichte der Utopien, denen auch die Ideale der Bodenreformer, der Zionisten und Franz Oppenheimers beigezählt werden. Der Jesuitenstaat Paraguay wird beschrieben, weil der Verfasser glaubt, in ihm sei das soziale Ideal der römischen Kirche verwirklicht gewesen, was nicht ganz stimmt, da nicht einmal die Jesuiten, geschweige denn alle angesehenen katholischen Theologen geglaubt haben, daß sich die Völker Europas jemals wie südamerikanische Indianer würden behandeln lassen. Sachlich erfahren wir von Schmitt nichts neues, aber sein Buch ist dennoch interessant, weil er den Utopismus von seinem gnostischen Standpunkt aus beurteilt, den wir bei Besprechung seiner „Gnosis“ im vierten vorjährigen Hefte dargelegt haben. Zwar sieht er im kirchlichen Christentum das Gegenteil und den Erzfeind der Gnosis Jesu, im Liberalismus und im Kommunismus, die die Zwingburg der Geister untergraben, Fortschrittmächte, aber Positives, den wirklichen Idealstaat, vermag nach ihm keine der beiden zu schaffen, weil auch sie dem Materialismus, „der Tierheit“ verfallen sind. Der Liberalismus kennt nicht die wahre Würde der menschlichen Persönlichkeit, ihre göttliche Natur. Ihm sind die Individuen nur elende Nullen im unendlichen Universum, oder im besten Falle raffinierte Bestien, die sich im Kampf ums Dasein halgen. Darum sind die Freiheit und die Brüderlichkeit, die er verkündigt, nur Illusionen. Dasselbe gilt von der Sozialdemokratie, die nur äußerliche Fesseln kennt, während in Wirklichkeit „der Materialismus der Weltanschauung die große Sklavenkette ist, die die Menschheit seit Jahrtausenden mit sich schleppt.“ Der allergrößte ihrer Irrtümer besteht in Marxens materialistischer Geschichtskonstruktion. Weit entfernt davon, daß die Ideen bloße Spiegelbilder wirtschaftlicher Verhältnisse sein sollten, sind diese, sind sogar die Bedürfnisse des Kulturmenschen ein Produkt der Denktätigkeit, die Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse ein Erzeugnis des mathematischen Denkens. Und nachdem der Verfasser das Utopische aller Utopien ganz vortrefflich nachgewiesen hat, bereitet er uns die reinste Heiterkeit durch die allerlustigste aller Utopien. Die Vernunftserkenntnis wird uns ins Paradies führen — durch das mathematische Denken. Wenn wir ihn recht verstehen, soll uns die Infinitesimalrechnung erlösen. Vielleicht erfahren wir aus dem versprochenen zweiten Teile seiner „Gnosis“ genauer, wie er sich die Sache denkt.

Dr. F. Fromer ist ein ehrlich radikaler Jude, dessen Buch: Das Wesen des Judentums (Berlin, Leipzig, Paris, bei Hüpeden und Merzyn, 1905) seinen Glaubens- und Stammesgenossen so schlecht gefallen hat, daß ihm, wenn die Zeitungen wahr berichtet haben, der Berliner Synagogenvorstand sein Amt als Bibliothekar entzogen hat. Er verwirft bei Erörterung der Fragen, welches die Ursache der schlimmen Lage der Juden sei, und wie sich ihr Volkstum erhalten konnte, die „transzendente“ Erklärung sowohl der Talmudjuden, die Gottes Erwählung, wie die der Reformjuden, die die Rohheit und Schlechtigkeit der Wirtschaftler als Ursache angeben. Fromer ist überzeugt, daß die Ursache immanent sei, d. h. in den Juden selbst liege, in ihrer Eigentümlichkeit, die darin bestehe, daß sie von den drei Trieben, deren harmonische Entwicklung den Vollmenschen ausmache, dem logischen, dem ästhetischen und dem ethischen, nur den letzten ausgebildet hätten. Aus

ihm seien die Gesetzesreligion, das Zeremonienwesen und die spitzfindige Kasuistik der Juden hervorgegangen, was alles zwischen ihnen und den Völkern eine Scheidewand aufgerichtet und so die Erhaltung ihrer Nationalität in der Zerstreuung bewirkt habe, die wie ein Wunder aussehe. Die einzige Lösung der Judenfrage würde darin bestehen, daß die Juden ihre Eigentümlichkeit aufgäben und mit den Wirtsvölkern verschmolzen. Das werde freilich nicht so bald geschehen können, weil im Osten Europas die Zahl der Juden so groß ist, daß ihre Masse von den Wirtsvölkern nicht verdaut werden kann. Das Buch enthält viel Wahres, zum Beispiel daß sich die Juden an jede Bewegung des modernen Geistes anhängen und sie dadurch zugrunde richten, aber es ist zu grob naturalistisch, als daß es völlig wahr sein könnte. Wir wenigstens glauben an die transzendente Ursache der eigentümlichen Schicksale des Judentums, an den Gott, der es zu seinem Werkzeuge erwählt hat. Und in anderer Beziehung ist der Verfasser wieder zu wenig materialistisch, da er die wirtschaftlichen Verhältnisse gar nicht erwähnt, die wirklich eine große Rolle in allen Judenfragen gespielt haben.

Leo Berg selbst hat in diesem Jahre (bei Hüpeden und Merzlyn) zwei starke Bände — nicht als Nummern der Kulturprobleme — veröffentlicht: Deutsche Märchen des neunzehnten Jahrhunderts; eine Sammlung, die vierzehn Märchen von Wieland, Goethe, Novalis, Ernst Moritz Arndt usw. enthält, mit einer Einleitung über das Wesen und die Berechtigung des modernen Märchens, und eine Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen unter dem Titel: Aus der Zeit — gegen die Zeit. Er teilt diese Essays in drei Gruppen. Unter den „Charakteren und Werken“ finden wir auch Theodor Duimchen, den frühern Kaufmann, der seine schriftstellerische Laufbahn in den Grenzboten begonnen hat. Berg rühmt ihn als einen Meister in der Kunst des Erzählens. Außerdem bespricht er u. a. Grabbe, Venau, Raabe, Gorki. Er ist glücklich im Treffen gut charakterisierender Ausdrücke, wie wenn er Emerson einen überzuckerten Puritaner nennt. Die zweite „Literatur und Literaturmache“ überschriebene Gruppe enthält u. a. eine Abhandlung über den Aphorismus, in der Nietzsche bloß als Meister in dieser Kunstform gewürdigt wird, dann über die politische Komödie, über das Publikum, „Zur Psychologie des Plagiats“ und über Bölsches „Liebesleben in der Natur.“ Diese Abhandlungen rechtfertigen alle die Sonderausgabe durch Gedanken, die der Aufbewahrung wert erscheinen. In der zuerst genannten heißt es: „Die beiden Komödien von Sudermann (Sturmgeselle Sokrates) und Rosenow (Kater Lampe) sind schwach und unbedeutend; jene vielleicht, weil der Autor nichts mehr kann, diese, weil ihr inzwischen verstorbener Autor noch nichts Rechtes gekonnt hat. Sudermann hat möglicherweise in seinen guten Tagen eine Intuition gehabt: was ist unser Liberalismus für ein dankbarer Stoff für einen Komödien! Er glaubte eine politische Komödie zu schreiben, indem er ein paar Idioten und ihre Albernheiten auf die Bühne brachte.“ Unser heutiges Publikum, das die Künstler verdirbt und tyrannisiert und zur Strafe dafür dasselbe von ihnen erleidet, wird in Gegensatz gestellt zu dem aristokratischen Kunstpublikum früherer Zeiten, in denen gute Kunst und erfolgreiche Kunst zusammenfiel. In dem Aufsatz über das Plagiat wird eine hübsche Anekdote erzählt. Gymnasiasten bekommen als Aufsatzthema: den Inhalt eines Gedichts von Schiller in Prosa und nicht mit den Worten des Dichters wiedergeben. Ein Junge, der es nicht übers Herz bringt, seinen Lieblingsdichter zu mißhandeln, schreibt das Gedicht einfach ab und erklärt: besser machen konnt ichs nicht, schlechter machen wollt ichs nicht, und bekommt für diese Frechheit zwei Stunden Karzer. Von Wilhelm Bölsche hat der Rezensent nur Kleinigkeiten gelesen und daraufhin gelegentlich einmal in den Grenzboten geäußert, daß er ihm zwar nicht als Naturphilosophen aber als Poeten des Darwinismus ganz gern einmal begegne. Nach dem, was Leo Berg über das vielgelesene Buch dieses Poeten berichtet, müssen wir das in jener Äußerung enthaltne Lob zurücknehmen; nach diesem Bericht ist Bölsche gemein und sonst nichts. Berg wundert sich darüber, daß sich Häckel diesen Bölsche als Süsser und Ruhmesherold gefallen lasse. Als Philosoph habe sich ja

Häkel auch blamiert, aber er schreibe wenigstens sauber, „besonders solange er sich auf dem festen Boden der Naturwissenschaft befindet.“ In der dritten „Fragen“ überschriebenen Gruppe werden u. a. die Judenfrage und der heutige Größenwahn behandelt. „Die Träume moderner Techniker grenzen ans Irrsinnige, und die Unternehmungen der Kapitalisten scheuen vor keinem Verbrechen mehr zurück.“

Tramps. Philanthropen, Juristen, Polizeibeamte, Psychologen, Physiologen, Volkswirte, Patrioten und — spekulative Literaten haben in den letzten Jahrzehnten den Vagabunden und den Verbrechen so eingehende Studien gewidmet, daß man kaum erwarten darf, über den Gegenstand noch etwas Neues zu erfahren. Wenn wir trotzdem von einem neuen Buche dieser Gattung Notiz nehmen (Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem englischen Tramping with Tramps von Josiah Flynt von Lili du Bois-Reymond. Berlin, J. Guttentag, 1904), so geschieht es, weil der Verfasser eine von der herrschenden abweichende Ansicht von den Verbrechen gewonnen hat, weil das amerikanische Vagabundenleben einige von dem europäischen abweichende interessante Züge aufweist, und weil die Sache ein wenig mit der Politik zusammenhängt. Der Verfasser hat nämlich seine Arbeiten dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin übersandt, und dieser hat ihm in einem Briefe geantwortet, worin die ungehinderte Zunahme der Verbrechen in Amerika beklagt und dann bemerkt wird: „Dieser Zustand ist den verbrecherischen Klassen von Europa so wohlbekannt, daß sie die Vereinigten Staaten als einen guten Jagdgrund betrachten und immer zahlreicher dorthin gehen, zum Schaden unsers Landes und all dessen, was uns darin am teuersten ist.“ Die Einwandlung ist ja aus diesem Grunde schon längst stark eingeschränkt worden, aber es könnte wohl sein, daß Flynts Buch zur Begründung weiterer Einschränkungen benutzt würde, und daß sich auch die englische Bewegung für eine Grenzsperrre darauf stützte. Flynt will als Berliner Student durch das Studium der Parasiten in den wissenschaftlichen Laboratorien auf den Gedanken verfallen sein, das Verbrechen und das Stromerleben auf der Walze zu studieren. Aber wenn es wahr ist, was die Übersetzerin schreibt, daß er zehn Jahre lang als Tramp gelebt hat (größtenteils in Nordamerika, doch hat er auch Studienfahrten in Deutschland, England und Rußland unternommen), und wenn man in der Beschreibung seiner Fahrten vernimmt, wie vertraut er mit den Pennbrüdern gelebt hat, in ganz Nordamerika als Zig (Zigarette war sein Trampname) bekannt, wie er es zur Virtuosität im Betteln und im Schwindeln gebracht hat und lügen kann, daß sich die Balken biegen, so kann man sich des Verdachts nicht erwehren, daß es nicht reiner Wissensdurst, mit Patriotismus verbunden, gewesen ist, was ihn auf die Landstraße geführt hat, sondern daß einige Tropfen Vagabundenblut in seinen Adern einen kräftigen Zug ausgeübt haben.

Von den Eigentümlichkeiten des amerikanischen Stromerlebens wollen wir nur zwei erwähnen. Der Prozentsatz der Knaben vom zehnten Lebensjahre aufwärts ist drüben unter den Stromern bedeutend. Das ließ sich bei der Ungebundenheit des amerikanischen Lebens, bei der Weiträumigkeit des Landes, bei der Mangelhaftigkeit der Polizei und dem Selbstbewußtsein und der Selbständigkeit der dortigen Jugend von vornherein vermuten. Flynt unterscheidet drei Hauptklassen der vagabundierenden Jungen. Die auf der Landstraße gebornen Kinder verfallen selbstverständlich rettungslos dem Stromertum, dem Laster und dem Verbrechen, wenn sie nicht ein früher Tod davor bewahrt, was ja glücklicherweise bei den meisten der Fall ist. Andre werden durch die häusliche Not auf die Straße getrieben oder wohl auch von den Eltern gezwungen, durch Hausieren, Betteln oder Stehlen Geld zu erwerben. Die Zahl dieser Unglücklichen ist nach Flynts Wahrnehmung nicht so groß, als die Philanthropen anzunehmen geneigt sind, und wo der Fall vorkommt, trägt gewöhnlich ein Trunkenbold von Vater die Schuld. Viel größer ist die Zahl der Verlockten, und die Verlockung wird systematisch betrieben. Der Tramp verschafft sich gern einen Sklaven, indem er in einer großen Stadt, am liebsten in Newyork,

gleich dem Rattenfänger von Hameln, Jungen um sich versammelt und ihnen das Lied von der goldnen Freiheit vorpfeift. Manche sind so geschickt im Erzählen von amüsanten Abenteuern, daß sie die Jungen zu wahrer Begeisterung hinreißen. Indianergeschichten und Gerichtsverhandlungen wirken kräftig mit. So hat sich eine förmliche Lehrlingschaft gebildet. Der Lehrling wird von seinem Meister zu allem möglichen und unmöglichen gemißbraucht und selbstverständlich auch gemißhandelt. Fühlt er sich befähigt, auf eigne Faust durchzukommen, so entläuft er seinem Tyrannen und sucht sich selbst einen Lehrling, an den er die empfangnen Prügel mit Zinsen weiterzahlt. Als eine Unterart können die vom Wanderfieber befallnen Jungen bezeichnet werden, deren es ja auch bei uns gibt. Kehren sie zurück, so werden sie gewöhnlich hart gezüchtigt; das verleidet ihnen dann, besonders wenn es wiederholt geschehen ist, das Elternhaus so, daß sie auf der Walze bleiben. Dem Verfasser ist ein Fall vorgekommen, wo der Junge, ein Sohn wohlhabender Eltern, so oft er zurückkehrte, jedesmal liebevoll aufgenommen wurde. Das Wanderfieber ging vorüber, und es erschien ihm später unbegreiflich, wie er so dumm habe sein können. Gewinnendes Aussehen erleichtert dem kleinen Vagabunden sehr das Fortkommen. In Denver lernte Flynt einen schönen Jungen kennen, der täglich drei Dollar einnahm. Er stellte sich an Läden auf, wo Damen verkehrten, und bettelte diese an.

Eine zweite Eigentümlichkeit Amerikas besteht darin, daß seine Vagabunden ganz allgemein auf der Eisenbahn fahren, und zwar meist in den Güterwagen und fast immer umsonst. Die Bahnbeamten dulden sie und helfen ihnen. Auf seiner ersten Stromerfahrt, die acht Monate dauerte, hat Flynt, wenn er nicht ausschneidet, über zwanzigtausend Meilen mit der Bahn zurückgelegt, und nur zehnmal ist Bezahlung von ihm verlangt worden, die er in Waren: Tabak, Messern, Halbtüchern leistete; einmal mußte er mit dem Schaffner die Schuhe tauschen. Ein energischer Bahndirektor hat die Linien seiner Gesellschaft von dem Gefindel befreit, das natürlich in den Güterwagen gelegentlich auch Diebstähle verübt, und Flynt auf eine Inspektionsreise geschickt, die er als Tramp unternehmen mußte, um darüber zu berichten, in welchem Maße die Reinigung durchgeführt sei. Flynt glaubt, daß die Stromerei gewaltig abnehmen würde, wenn alle Eisenbahnen die blinden Passagiere abschüttelten, denn diese seien schon so verwöhnt, daß ihnen lange Fußreisen kein Vergnügen mehr machen würden. Jedenfalls würde der jetzt sehr lebhafte Saisonverkehr zwischen den weit entfernten Gebieten des ungeheuern Landes, zum Beispiel der Winteraufenthalt im Süden, der Wechsel zwischen Newyork und „Frisco“ aufhören, denn das alles würde dann unmöglich sein.

Was nun endlich den Verbrecher anlangt, so behauptet Flynt, die Gefängnisbeamten lernten ihn niemals wirklich kennen, und ebensowenig Gelehrte wie Lombroso, die ihn im Gefängnis studierten. Nur in der Freiheit sehe man sein wirkliches leibliches und seelisches Gesicht. Geborne Verbrecher gebe es, aber sie seien selten; auch die Gelegenheitsverbrecher und die Verbrecher aus Not seien nicht sehr häufig. Die bei weitem zahlreichste Klasse sei die der Berufsverbrecher. Der Berufsverbrecher sei in keinem Sinne ein minderwertiger Mensch, sondern ein Bursche oder Mann von normaler leiblicher und geistiger Gesundheit und mehr als mittelmäßiger Begabung. Der Lumpenproletarier bleibe in seinem Elend, das er nicht als Elend empfinde, worin er sich im Gegenteil so wohl fühle, daß er um keinen Preis den Anstandszwang der wohlhabenden Klassen dafür eintauschen möchte. Verbrecher werde der begabte Proletarier, dem das Proletariatsdasein nicht genüge, und der keinen andern Weg sehe, aus ihm hinauszugelangen. Stünde ihm ein andrer Weg offen, so würde er diesen vorziehen. Er ist gewöhnlich ein kluger, erfindungsreicher, energischer Mensch von starkem Körper und guter Gesundheit, dem, wenn er in einem anständigen Anzuge stecke, kein Mensch den Verbrecher ansehe; die von Lombroso angegebenen körperlichen Kennzeichen seien alle falsch. Den „Verbrecherblick“ erigne er sich erst im Gefängnis an, und der sei nicht ihm allein eigen, denn alle, die mit ihm zu tun haben: Polizeibeamte, Gefängnisbeamte, seien

damit behaftet. Auch von moral insanity, die allerdings vereinzelt vorkomme, könne im allgemeinen nicht die Rede sein. Im Gegenteil habe er lebhaftere und feine moralische Gefühle und habe sogar zwei Moralen. Die eine in Beziehung auf die Gesellschaft. Dieser habe er den Krieg erklärt. Er sei entschlossen, sie zu schädigen, soweit es sein Interesse fordere, erkenne aber auch ihr Recht an und betrachte die Strafe, die er erleidet, wenn er erwischt wird, als gerechte Vergeltung. Einen Mord begehe er nur im Notfall und nicht gern. Daß er dafür den Tod verdiene, wisse er und wundere sich darüber, daß manchmal sehr schwere Verbrechen sehr milde bestraft werden. Gegen seine Kameraden — das ist die andre Moral — übe er alle Tugenden; er sei mittheilig, freigebig, hilfsbereit, treu und wahrhaft; auch tue es ihm sehr leid, wenn er nach verübtem Diebstahl oder Raub erfahre, daß er sich in der Person geirrt habe, und daß der Beraubte bedürftiger sei als er selbst. Öftere und längere Gefängnißhaft breche ihn körperlich und geistig. Habe er solche durchgemacht, so verzweifelte er am Erfolg und werde ein Stromer. Flynt sieht darin einen Fingerzeig für die Strafrechtswissenschaft. Nicht die humane amerikanische Theorie sei die richtige, sondern die alte Abschreckungstheorie. Die Gesellschaft müsse die Kriegserklärung des Verbrechers annehmen und ihm zeigen, daß sie stärker sei als er, dann werde er bei Zeiten am Erfolg verzweifeln und zu Kreuze kriechen. Flynt scheint nicht zu wissen oder nicht daran zu denken, daß der Diebstahl in England nicht zu der Zeit, wo man jeden Dieb hängte, den man erwischte, weniger geworden sind, sondern erst, nachdem man von dieser barbarischen Praxis abgekommen war. Wie weit seine neue Naturgeschichte des Verbrechers zutrifft, können wir leider bei unsrer Unbekanntschaft mit dieser Klasse von Lebewesen nicht beurtheilen.

Ist denn kein Stuhl da? Dieses Berliner Couplet schwebt einem im Orient beständig auf der Zunge. Es fehlt nämlich an Stühlen. Man setzt sich hier auf die Erde oder auf den Divan — man setzt sich überhaupt nicht immer. Ich entsinne mich noch, wie ich einmal an einem warmen Frühlingstage mit zwei Griechen aus Stambul durch die Straßen von Athen spazierte. Da fiel es mir auf, daß sich meine beiden Begleiter aller Augenblicke, wo ein schattiges Plätzchen war, niederkauerten, um ein wenig auszuruhen. Sie hockten auf der Erde, indem sie auf ihren Fersen saßen, stando coccoloni, wie der Italiener sagt; und verharrten eine Weile in dieser Stellung. Ich blieb neben ihnen stehn — hätte ich eine Bank gefunden, so hätte ich mich gesetzt, aber das bloße Kauern und Hocken wäre mir beschwerlich gefallen. Ist denn kein Stuhl da? — summtes ich vor mich hin. Ach, eine solche Sitzgelegenheit gab es kaum in den Häusern.

Ich war noch ein Neuling im Orient: alsbald wurde ich gewahr, daß die Hellenen, nicht gerade die wohlhabenden Stände in Athen und in den größern Städten, aber die Landbewohner, auch bei ihren Mahlzeiten kauerten. Sie hockten wie meine beiden Freunde oder saßen mit untergeschlagenen Beinen an einem runden Tischchen. Das war schon deshalb nötig, weil dieses Tischchen sehr niedrig und keinen halben Meter hoch war. Ist denn kein Stuhl da? — Gott bewahre, sogar in den Herbergen oder Chanis findet man gewöhnlich bloß hölzerne Bänke oder den langen, einförmigen Divan, den sie Kanapee oder Sofa nennen. Das ist türkische Sitte, denn in alter Zeit hatten die Griechen Stühle so gut wie wir. Sie hießen Throne. Ein fremder König betritt das Haus des Odysseus auf Ithaka: Telemach eilt dem Ankömmling entgegen, nimmt ihm den Speiß ab und stellt ihn in den Speißständer, dann führt er den Gast zu einem Throne, über den er eine Decke wirft, und bittet ihn Platz zu nehmen. Derselbe Telemach kommt nach Pylos, um dem greisen Nestor einen Besuch zu machen: er trifft den alten Herrn draußen am Strand und begibt sich mit ihm ins Schloß, wo Throne und Lehntühle reichlich vorhanden sind. Auch bei der Mahlzeit sitzen die Gäste im homerischen Zeitalter; später taten das nur noch die Frauen und die Kinder, die Männer lagen auf der Kline.

Aber die Türken, die Türken haben die Stühle abgeschafft; denn sie sitzen

nicht ordentlich. Sie kauern am liebsten den ganzen Tag auf ihren Polstern, Tabak rauchend und Kaffee trinkend. Kommt man zu ihnen, so wird man auf den Diwan genötigt, der die Wände entlang läuft, und dessen Lehne mehrere Rissen bilden, sodaß es allerdings aussieht, als ob einzelne Polsterstühle dicht aneinander in einer Reihe stünden; aber auf dem Diwan sitzen sie wieder mit untergeschlagenen Beinen, die roten Babuschen vor sich, wie die Schneider auf ihrem Schneidertische. Auch die Frauen sitzen in ihren Gemächern nicht anders, bis nach Ägypten hin; ja Ärzte, die diese Zustände genau kennen, sind geneigt, die allgemeine Anämie der Frauen im Orient darauf zu schieben, indem das ewige Hocken und Sitzen mit untergeschlagenen Beinen den Kreislauf des Blutes behindere. Sogar von Japan wird etwas ähnliches behauptet. In Asien sind es nur die Chinesen, die auf Stühlen sitzen; die Japaner hocken ebenfalls mit untergeschlagenen Beinen, sie hocken auf Matten. Man will nun wissen, daß der kleine Wuchs der Japaner mit dieser Sitte zusammenhänge, weil sie die Zirkulation und damit das Wachstum der Glieder hemme. Erst neuerdings hat man in den japanischen Schulen Bänke eingeführt; seitdem sollen die Beine der Japaner fünf bis sechs Zentimeter länger geworden sein, sodaß sie nun schon bis nach Port Arthur reichen.

Ob das steife, zeremonielle Hochsitzen mit herabhängenden Beinen gesünder sei als das Hocken auf der Erde, will ich dahingestellt sein lassen — auf die Dauer ist alles Sitzen schädlich, und die sitzende Lebensart mit Recht bei allen Hygienikern verrufen. Man muß sich wundern, wie es die Leute bei uns in Gesellschaften und Vereinen aushalten können, stundenlang um den Tisch herumzusitzen, ohne sich zu rühren. Jedenfalls aber ist der Erdboden unser erster Sitz gewesen: ursprünglich setzen und legen sich alle Menschen auf die Erde, wie das noch die Kinder tun. Auch die alten Griechen werden einmal eine Zeit gehabt haben, wo sie es machten wie die Türken, von den Urmenschen in den hohlen Bäumen gar nicht zu reden. Das Hocken und Kauern kann nicht unnatürlich sein, wenn es auch noch kein richtiges Sitzen ist, denn dazu gehört, daß der Körper auf dem natürlichen Fetzpolster wie auf einem elastischen Kissen aufruht; die Affen sieht man gewöhnlich in dieser Stellung, und die Vögel nehmen sie sogar ein, wenn sie schlafen, indem sie sich auf die eingeschlagenen Füße niederlassen und den Kopf in die Federn stecken. Auf der bloßen Erde zu sitzen und entweder die Beine zu kreuzen oder sie auszustrecken, so *mettre en son séant*, wie der Franzose sagt, ist vollends das aller-natürlichste.

Das erste, was dann folgt, ist, daß sich die Menschen eine Unterlage schaffen: eine Matte oder einen Teppich. Sobald diese künstlichen Gewebe eingeführt sind, setzt man sich nicht mehr auf die unbekleidete Erde, sondern dann wird, wo eine Bedeckung fehlt, gekauert. Das ist der Unterschied zwischen einem Neger und dem fortgeschrittenen Asiaten: eine Negerfamilie in Ostafrika setzt sich beim Essen einfach auf den Erdboden um den dampfenden Matsch herum. Der Türke breitet einen Teppich aus, auch auf dem Fußboden eines Innenraums. Aber immer noch sitzt er auf der Erde, wie ein Kind auf dem Mutterschoße. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß sich die Menschen nicht von Anfang an ebenfalls gelegentlich hätten hoch setzen können, wenn es ihnen gerade paßte; das Hochsitzen war nur noch nicht obligat. Als Demeter atemlos ihre von Pluto entführte Tochter suchte, soll sie sich auf einen Stein gesetzt haben, um auszuruhen: dieser Stein, der Trauerstein, wird in Griechenland noch gezeigt. Es gibt viele solcher Steine: König Rothar, der Held einer altdeutschen Dichtung, hat Boten nach Konstantinopel gesandt, die für ihn um die Kaiserin Tochter werben sollen. Da sie gar zu lange ausbleiben, wird er traurig und setzt sich auf einen Stein. Er sitzt drei Tage und drei Nächte auf dem Steine, ohne etwas zu genießen und ohne ein Wort zu sprechen. Und Karl der Große, der dem Roland zu Hilfe eilt, aber seine Paladine tot und die Nachhut geschlagen findet, setzt sich in den Pyrenäen bei Ronceval auf einen Stein und weint. Er weint bitterlich; der Stein, auf dem Karl der Große geweint hat, ist noch naß. Wohlbekannt ist die Legende von dem heiligen Gregorius auf dem Steine,

wonach der mittelalterliche Ödipus siebzehn Jahre lang auf einer Klippe ange-schmiedet saß, um Buße zu tun.

Aber allmählich wurde es eine Auszeichnung, auf einem solchen Stein zu sitzen. Die Steine hatten etwas für sich, sie schienen den Inhaber zu erhöhen: der erhabne Ruhe-sitz gab Würde, gab Autorität; keine offizielle Persönlichkeit, die etwas auf sich hielt, durfte mehr auf der bloßen Erde hocken. Der König saß auf seinem heiligen, mit Öl gesalbten Steine, wenn alles um ihn kniete und kauerte; hoch und majestätisch saß er wie Nestor, in der Rechten den langen Stab, die Füße auf einen vorgeschobnen niedrigen Stein gestützt, so oft er Audienzen erteilte oder Huldigungen entgegennahm, namentlich so oft er Recht sprach. Und das Volk hob ihn auf diesen Stein, wenn er König geworden war, zum Zeichen, daß er über ihm schwebte und sein Herr sei — es inthronisierte seinen König wie in Stuhlweissenburg, den Kiraly auf den Stuhl seiner Vorfahren erhebend.

Wir haben in Deutschland verschiedne Königs- und Kaiserstühle, meist Basalte; der berühmteste ist der am Rhein, unterhalb Rhens. Ein achteckiger, von alten Nußbäumen beschatteter Rasenplatz, zu dem eine Treppe hinaufführt; rundherum läuft eine gemauerte Bank mit acht Sitzen, die durch Steinplatten bezeichnet sind. Hier versammelten sich die Kurfürsten von alters her, um über deutsche Reichsangelegenheiten zu beraten und um den König zu küren, der dann den Hochsitz einnahm. Das Gebäude wurde erst nachträglich aufgeführt. Solche Königsstühle, oft bloß einfache Felskluppen, standen auch anderwärts, bei Heidelberg und im Breisgau, in Schweden einer bei Upsala, in Schottland einer bei Edinburg (Arthur's Seat); wahrscheinlich ist auch der sogenannte Altvater in den Sudeten und der herrliche Gipfel auf der böhmischen Seite des Riesengebirges, der den Namen Großvaterstuhl trägt, als ein alter Königsstuhl anzusehen. Die Götter selbst ließ man auf solchen Steinen thronen: auf einen Berg steigt der Mensch, wie das Kind auf einen Stuhl, um näher am Angesicht der unendlichen Mutter zu stehen und sie zu erlangen mit seiner kleinen Umarmung.

In den römischen Basiliken, auf den wunderbaren Mosaiken der altchristlichen Tribünen sieht man gewöhnlich das Lamm zwischen den sieben Leuchtern auf dem mit Edelsteinen geschmückten Stuhle, vor dem die vierundzwanzig Ältesten ihre Kronen niederlegen. Mitunter steht es auch aufrecht auf einem Berge, dem die vier Paradiesesströme entspringen, wie der Apollo des Bathykses, der ebenfalls auf seinem Throne stand.

Die Folge war, daß nun auch jedermann in seinem Interieur eines primitiven Gestühls bedurfte, um den Anstand zu wahren und der Familie zu imponieren — und zwar nicht bloß der Vater, sondern der König selbst. Alle diese Stühle standen ja draußen unter Gottes freiem Himmel, auf Anhöhen oder Wiesen vor den Toren, oder wo man immer nach den alten Bräuchen tagte; nun man tagte doch nicht fortwährend. Wie machten es nun die Menschen, wenn sie nach Hause kamen, um auch hier einen Hochsitz einzunehmen und nicht auf der Erde zu liegen wie die Hunde? Pah! Sie staffierten ihre Wohnung wieder mit Steinen aus, sie machten es wie König Eduard der Erste, der den Krönungsstein der schottischen Könige, den Scone, in seine Westminsterabtei schaffen ließ, um bei seiner eignen Krönung darauf zu sitzen; oder wie die alten Deutschen, die in den Fensterischen Steinbänke und rechts und links von der Haustür einen Steinsitz anzubringen liebten. Man sieht solche steinerne Sitze noch an alten Häusern, zum Beispiel an den alten Predigerhäusern der Stadt Leipzig; in Florenz wird der Sasso di Dante noch gezeigt, auf dem der Dichter vor seiner Verbannung zu sitzen pflegte. Aber wer konnte immer gleich Berge versetzen und Felsblöcke in seine Höhle rollen, wie ein Polyphem! Mein Gott, die Menschen nahmen überhaupt nur ausnahmsweise Steine, sie hielten sich gewöhnlich an die Klöße. Sie gingen ins Holz, fällten einen Baum und rodeten den Stubben: den postierten sie an den Herd. Auf dem konnten sie wieder sitzen und im Familienkreise thronen wie ein Gözenbild oder wie ein Mikado.

In den norwegischen Bauernhäusern sieht man einen originellen Stuhl, den

sogenannten Rubbestol. Es ist ein massiver Lehnstuhl, der aus einem einzigen Eichen- oder Rothbuchenstock besteht. Er hat keine Beine, weil der mächtige Stumpf bis auf den Boden reicht; auch die Rückenlehne ist gleich den beiden Armen gewachsenes Holz, der Sitz aus dem Ganzen herausgeschnitten, sodaß man sich gleichsam in den Rloz hineinsetzt. Es ist noch ganz und gar der Baumstumpf, der draußen im Walde steht, und der gewissermaßen schon den Ansat zu einem Stuhle zeigt, weil der Baum von zwei Seiten angehauen zu werden pflegt; er ist der Übergang zu unserm Bauernsessel, der herauskommt, sobald man ein Brett abfägt und auf vier Beine stellt. Wenn dann im Laufe der Zeit noch Rissen aufgelegt und die Felle und die Decken, die bisher als Teppich auf dem Boden lagen, darüber gebreitet werden, eine Sitte, die nachgerade zur Polsterung und zum Lederüberzuge führt: so entsteht allmählich das, was die Griechen als Thron bezeichnen, und was wir, des Gestells wegen, das die Sitzplatte trägt, als Stuhl ansprechen.

Niemand ahnt wohl, daß dieses alte deutsche Wort, das in den slawischen Sprachen die Bedeutung eines Tisches und sogar die des Altars angenommen hat, auch in dem französischen Fauteuil enthalten und in dieser Verkleidung nach Deutschland zurückgeführt ist. Die Soldaten führen jetzt Faltbote; noch älter sind die Faltstühle, die wir mißbräuchlich Feldstühle benennen. Schon der kurlische Stuhl der alten Römer war ein Faltstuhl, weil er zusammengelegt werden konnte; im Mittelalter saß der Bischof nach seiner Inthronisation und bei allen Pontifikasten auf einem Faltstuhl, der keine Lehne hatte. Nun das althochdeutsche Baltestuol wurde im mittelalterlichen Latein zu Faldistolum, und dieses lebt im italienischen Faldistoro und eben in Fauteuil fort. Es ist der Sache nach dasselbe, was die Franzosen jetzt un siégo pliant nennen.

In den meisten Sprachen heißt der Stuhl einfach der Sitz, weil man nach unserm Begriffen erst auf einem Stuhl ordentlich sitzt. Das bedeutet das griechische Cathedra, das im englischen Chair, im französischen Chaise und in unserm Ratheder fortlebt; das bedeutet das Wort Thron selbst, das lateinische Solium und das italienische Sedia. In England und Frankreich sagt man einfach: Bitte, nehmen Sie einen Sitz (Pray, take a seat; Prenez un siégo, s'il vous plait)! Ursprünglich hat es in jeder Familie nur einen einzigen Sitz gegeben, der dem Familienhaupte, dem Vorsitzenden zukam. Der Vorsitzende war der Chairman, wie man in England sagt. Die übrigen Hausgenossen, die Knechte und die Mägde, saßen auf Bänken, wie die Schüler auf den Subsellien, auf den die Wände entlang laufenden hölzernen Bänken, die die erste Sitzgelegenheit für die Familie waren, und aus denen nachgerade der Diwan und das Sofa entstanden ist. Die Bank ist, nach dem Orient zu urteilen, älter als der Stuhl, ein solcher wurde erst nachmals abgefordert und für den Herrn als Ehrensitz hingestellt, während die Knechte und die Mägde wie die Schüler auf der Bank verblieben.

Genau dieselbe Entwicklung, wie der Stuhl, hat auch das Bett gehabt; auch dieses ist vom Erdboden aufgestiegen. Zunächst schlafen die Menschen wie die Landstreicher bei Mutter Grün; allmählich legen sie sich eine Decke oder eine Matrage unter, liegen aber noch immer auf der Erde. Hierauf folgt der Diwan, der bei Nacht die Stelle des Bettes vertreten muß und zum Schlaffsofa wird: auf den Polstern, auf denen er am Tage gefessen, lagert sich der Türke auch des Abends, um zu schlafen; er behält sogar die nämllichen Kleider an. Zu einer Bettstelle hat er sich noch nicht aufgeschwungen. Die Einzelbettstelle sondert sich erst vom Diwan ab, wie der Stuhl von der Bank. Auch davon finden sich noch Spuren in Griechenland: auch in wohlhabenden Häusern bekommt man hier das Bett auf dem Fußboden gemacht, während schon die alten Griechen eigne hölzerne und bronzene Bettstellen hatten. Ist denn kein Bett da? fragt der Ankömmling verwundert. So wenig wie ein Stuhl.

Rudolf Kleinpaul

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig